

Im Heidedorf.

Roman von A. von der Esbe.

(1. Fortsetzung.)

Er zuckte die Achseln zu ihrer Widerspenstigkeit. „Freue mich diebisch auf heute Abend, süßes Mädchen,“ fuhr er fort. „Traktiere mich, sollst selber bestimmen, was du magst, denn ich lasse so viel springen, wie du willst.“ Er klapperte mit den Schlüsseln in der Tasche. „Nichts zu tollbar für 'n Herzchen!“

„Heute Abend?“ fragte sie erstaunt, während sie Florian den Karton hinreichte.

„Zamohl, heute Abend. Der Herr Vater, Sie, Prinzgehen, Mademoiselle Duvernier, meine Wenigkeit und sogar dieser Schlingel hier, wir begeben uns miteinander in den „Wintergarten“. Bei ungünstigem Wetter spendire ich eine Droschke. Was? Bist du doch hören, unser Pländchen?“ Er sah sie siegesgewiß an.

„Und Papa hat zugestimmt?“

„Natürlich hat er.“

„Das begreife ich nicht.“ Ihr wurde so heiß, daß sie die Pelzmütze herunternahm. „Da will ich doch gleich wieder hinauf!“ Mit diesen Worten lief sie davon.

Goldammer sah ihr triumphierend nach.

Marie stürzte zu ihrem Vater ins Zimmer und stürzte den beschaulich Verlesenen unangenehm auf.

„Ist es wahr, Papa, daß wir heute Abend mit Goldammer ausgehen? Ich thu's nicht, ich thu's nicht!“ Sie schmeckte ihr Varetz in die Sofacecke und warf sich außer Atem auf einen Stuhl.

„Hab dich doch nicht so, Kind, als wär's ein Unglück.“

„Wie in aller Welt kommst du dazu?“

Der blasse Mann sah verlegen wie hilflos nach sich.

„Ich begreife dich nicht. Habe dir doch noch gesagt, daß der Mensch zu bringlich, unverschämter gegen mich ist, und daß ich keine Artigkeiten von ihm mag.“

„Wenn wir alle mitgehen, kann er sich doch nichts herausnehmen.“

„Aber du liebst solche Partien ja gar nicht.“

„Es ist nun einmal verabredet, und ich hoffe, du bist meine gute Tochter und blamiert mich nicht.“ Um sie zu befähigen, zog er sein Portemonnaie aus der Tasche und gab ihr sechzig Mark. „Sieh zu, daß du diesen Monat damit langst.“

„Ah, du hast eine Zahlung bekommen?“ rief sie erstaunt. „Nun denke aber auch bald an die alte Kohlenrechnung, an die große Summe für Chemikalien und an den Glaser, der das Atelier in Ordnung gebracht hat. Die Leute mahnen schon lange.“

Die Lust zu dem Gratulationsbesuch war ihr vergangen, denn die Aussicht auf den Abend bedrückte sie. Sie mußte auch noch ihr blaues Kleid in Ordnung bringen. Der Vater beschäftigte sich schon wieder mit dem Hunde. Sie stand auf und fragte, in dem Verlangen, ihrem einzigen Freunde das Herz auszusprechen: „Onkel Hans ist doch zu Hause?“

„Nein, er ist zu seinem Bruder gegangen.“

In großem Unbehagen verließ sie das Zimmer. Ihr kleines Stübchen, in dem sie wohnte und schlief, lag hinter der Küche. Hier sah sie und brachte ihr Hauskaltbuch in Ordnung. Sie war durch ihre Mutter an genaues Rechnen und vorzügliches Haushalten gewöhnt und fühlte sich sehr erleichtert, wieder Geld in der Hand zu haben.

Der Vater hatte ihr einen fünfzigmarkigen und zehn Mark in Gold gegeben. Was er wohl für eine Einnahme gehabt haben mochte?

Als sie das Papier auseinander faltete, sah sie, daß ein schwarzes Haar daran klebte. Wo kam das her? Ihr Vater hatte in letzter Zeit graues Haar bekommen. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr sie. Stammte der Schein aus des Friseurs Hand? — Aber dann würden sie ja nach und nach ganz in seine Gewalt geraten!

Welch eine Nacht in dem Gelde lag, wie abhängig es macht, wie unterjocht der Schuldner ist, das sagte ihr der praktische Verstand. Sie konnten ja, wenn sich die Sache so verhielt, nicht mehr aus und ein ohne des Gläubigers Willen.

Eine große Herzensangst befiel sie. Sie wollte bei der nächsten günstigen Gelegenheit den Vater offen fragen, ob er von Goldammer leibe.

Je mehr sie über die häuslichen Verhältnisse nachdachte, je wahrscheinlicher wurde ihr jene Befürchtung. Hätte sie doch gleich mit Onkel Hans sprechen können! Daß der nicht zu helfen vermochte, wußte sie ja, sonst hätte er es längst getan; aber sie mußte ihr Herz entlasten, und mit dem kleinen Onkel ließ sich viel besser überlegen als mit ihrem Vater, der gleich traurig wurde und manchmal sogar ganz außer sich war. Die Mutter hätte sich ja auch von ihr versprechen lassen, daß sie den schwächlichen Vater in jeder Weise schonen wolle. Verwandte oder nahegehende

Freunde, bei denen sie sich Rath und Hilfe hätte holen können, bejaß sie nicht.

Nach allen Ueberlegungen sah sie ein, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich in die Anordnung ihres Vaters zu ergeben und sich für den abendlichen Ausgang anzukleiden.

Ihr einziges besseres Kleid von leichtem, hellblauem Stoff, das sie diesen Abend anziehen mußte, hatte einen Riß davongetragen, den wollte sie noch stopfen.

So sah sie bei ihrer kleinen Lampe und irrte mit ihren ängstlichen Gedanken um eine Befürchtung, die ihr immer drohender erschien. Nun, sie wollte alles thun, den Unaussehblichen zurückzuweisen. Ihm sollte der Muth verzeihen, sich um sie zu bemühen!

3. Kapitel.

Der Abend kam, ein kalter, häßlicher Abend mit scharfem Winde und Schneegestöber. Als Marie mit ihrem unbehaglich seufzenden Vater vor der Thürbühle stand, hinabzufragen, kam Hans Affel die Straße herauf.

„Bei dem Wetter wollt ihr ausgehen? Was habt ihr denn vor?“ fragte er erstaunt.

Liebreich sagte ihm mit kläglichem Stimmwechsellied.

Das junge Mädchen rief dazwischen: „Ich bin außer mir, Onkel, daß wir nach des Proben Pfeife tanzen müssen.“

„Nur still, Kind, still,“ begütigte der Vater, „und komm, wir dürfen nicht warten lassen.“

Sie stiegen die Treppe hinunter, und Affel trat kopfschüttelnd in die Wohnung.

Unten auf dem Hausflur stand Goldammer in einem eleganten Ueberzieher und bemühte sich, rote Lederhandschuhe über seine dicken Finger zu streifen; er hielt den Hut unter dem Arm geklemmt. Sein blondes Wellenscheitel war im Eifer des Aufbruchs etwas zurückgerückt, was dem kleinen Mann ein betrogenes Aussehen gab.

Mademoiselle Duvernier kam eben im stark rauchenden Kleide aus dem zweiten Stockwerk herunter. Sie trug auf ihrem Haarturban einen Hut mit hochstehender Krempe und vielen wolkenden Federn, die zum Theil über ihrer Hutennahe nisten.

Als der Friseur erklärte, das Wetter sei so ungesund, daß er es den Damen schulde, einen Wagen holen zu lassen, wurde die Hausthür aufgestoßen und Florian sprang herein. Seine blonden Locken und der Kragen seines Havelocks flogen im Luftzuge, und Schneeröhrchen fielen ihm vom Regenhiem.

„Die Droschke ist da!“ rief er triumphierend.

Unter dem Schirm führte Goldammer zuerst die Französin an den Wagen und hob sie hinein, dann forderte er Liebreich auf, zu folgen und der Dame gegenüber Platz zu nehmen. Zuletzt geleitete er Marie. In der Befürchtung, ihr zu helfen, drückte er sie fest an sich, wobei sie ihn so heftig zurückstieß, daß er fast ausgeglichen und gefallen wäre. Dann legte er sich ihr gegenüber, sein Sohn fand beim Aussteigen Platz.

Während der Fahrt erlaubte sich der Friseur verschiedene Annäherungsversuche, die von dem Mädchen stumm, aber schroff zurückgewiesen wurden.

Als sie im Vorraum des „Wintergartens“ standen, wo die Menschen hin und her drängten, bot Goldammer Marie den Arm, um sie hinein zu führen, sie aber rief lachend: „Zugend gehört zur Jugend!“ und hängte sich an Florian, der sich hoch redete und sehr stolz ausah.

Im Saal war es schon voll und heiß; etwas verdrießlich über seine vertriebenen Mißerfolge bei der Umworbenen, geleitete Goldammer seine Gäste an ihre Plätze.

Die Musik begann, und die Vorstellung nahm ihren Verlauf.

Marie und ihr junger Freund wurden bald gefesselt. Flüsternd und lachend theilten sie sich ihre Bemerkungen mit.

Der Gesangschor war doch gar zu häßlich! Wem sah er doch ähnlich? Und nun der Verordnungsminister, und dann die späßigen Automaten, und das Fräulein mit dem Serpentinanz in buntfarbiger Beleuchtung, das gefiel ihnen ganz vorzüglich.

Florian gab sich gedankenlos als seine Gefährtin diesen neuen Eindrücken hin. Marie, die nie dergleichen gesehen, ließ sich auch fesseln, allein im Hintergrunde ihrer Seele laurerten doch Bongen und hie und da Abneigung gegen die gebotenen Schaustellungen. Wie konnte es Mädchen geben, die sich so kleideten und so umherprangen!

Goldammer wandte der Bühne den Rücken, er sah nur Marie. Ihre Gemüthsbelegungen am Nachmittage, Trost, Vergnügen und Erregung gaben ihrem Ausdruck besonderen Reiz. Ihr Verehrer merkte, daß sie auffiel

und von verschiedenen Seiten beobachtet wurde.

Das schmeichelte ihm. Es kam ihm vor, als wäre das für ihn selbst etwas Angenehmes; sah er sie doch schon halb und halb als sein Eigenthum an.

Was bis jetzt nur ein flüchtiger Einfall, ein dämmernder Wunsch, ein augenblickliches Verlangen gewesen, wurde an diesem Abend zum Entschluß, zu einem ganz festen Vorsatz, den er, koste es, was es wolle, ausführen mußte. Daß es nicht allein eine mühsame Bemühung, sondern auch eine Menge Geld kosten werde, wußte er, doch schreckte ihn das nicht.

Nach diesem endlich gefassten Plan beschloß er, die Erwählte nicht mehr mit kleinen Lebenswürdigkeiten zu verfolgen. Er fand es ganz in der Ordnung von seiner künftigen Frau, daß sie sich keine unbedeutenden Annäherungen gefallen ließ. Es gab ihm für die Zukunft die tröstliche Gewißheit, daß sie nicht koletieren werde.

Emil Liebreich aber litt peinlich. Er sah aus wie ein Nachtvogel, der, aus Sonnenlicht vertrieben, in seiner Angst nicht weiß, wohin er sich retten soll. Er wurde immer blässer und müder und fand nicht das mindeste Vergnügen an den Vorstellungen. Seine Gedanken irrten voll Sehnsucht beim zu seinem verlassenem Hündchen und dem einsamen Salon mit dem Bilde der Verstorbenen.

Auch Mademoiselle Jeanne, die sich einen gewissen Triumph von diesem Abend versprochen hatte, fühlte sich sehr unzufrieden. Eigentlich hielt sie etwas von Marie, mit der sie immer auf freundschaftlichem Fuße gestanden. Was man aber hier aus dem jungen, nachlässig frisirten Dinge machte, das ärgerte sie denn doch gewaltig.

In der Pause ließ Goldammer die reichlichen und nach dem Schluß der Vorstellung führte er alle ins Restaurant des Zentralhotels.

Marie konnte nicht umhin, über die Pracht und die vielen Gäste zu staunen, und es war doch schon zur nachtschlafenden Zeit. Ob alle diese vergnügten Leute nicht als Zubehörenden dachten? Sie stand immer sehr früh auf, um zu heizen, reinzumachen und Kaffee zu kochen. Wie konnte man das, wenn man nach zwölf erst heimkehrte? Aber müde wurde sie doch noch nicht.

Sie durften alle wählen, was sie essen wollten, und der Gastgeber ließ freigiebig aufstehen. Er erklärte nachlässig, daß es ihm auf zehn Mark mehr oder weniger niemals antomme. Endlich gelangten sie wieder zu Hause an.

„Nun, gut amüßigt?“ fragte Goldammer das Mädchen. „Fein, was, mein Herzchen?“

Marie konnte nicht umhin, ihm die Hand zu geben und sich zu bedanken, aber ihr Dant fiel frohlich aus.

Florian half ihr: „Himmlichster Abend, Papa! O, wer das öfter haben könnte!“

„Hängt ganz von deiner jungen Freundin ab, du Strich.“

Oben angekommen, fand Liebreich kaum noch Kraft, seiner Tochter Gute Nacht zu sagen, dann taumelte er ins Bett.

Das Mädchen hatte geglaubt, auch sehr müde zu sein; nun sah sie aber noch lange am kalten Herde und dachte nach.

So verworren und wechselnd auch die Eindrücke dieses Abends waren, eine drohende Wolke trat ihr immer deutlicher vor die schauernde Seele: Goldammer suchte sich ihr in jeder Weise zu nähern, sich ihr angenehm zu machen, er bewarh sich um sie.

Fröstelnd zog sie ihr Tuch um die Schultern. Fort mit diesen schrecklichen Gedanken. Sie ging zu Bett, aber es währte lange Zeit, bevor sie die Ruhe fand, die sie suchte.

Einige Tage später schritt Emil Liebreich unruhig in seinem Salon auf und ab. Weiblich lehrte er zum Sofatisch zurück, auf den er einen offenen Brief gemorfen hatte. Es war die mit dem Gerichtsvollzieher drohende Mahnung des Kohlenlieferanten.

Die Schuld war seit dem Tode seiner Frau zu der Höhe von fast zweihundertfünfzig Mark aufgelaufen. Wie konnte das nur sein?

Pfänden lassen, die Siegel des Gerichtsvollziehers an seinen Sachen gesehen, ein schrecklicher Gedanke! Dem Manne trat der Schweiß auf die Stirn bei dieser Vorstellung. Er warf sich in einen Stuhl und schob sogar den Hund zurück, der an ihm hinaufsprang. Er beschloß kaum noch Aufsehen zu machen, es war auch in letzter Zeit wenig eingegangen. Wer ließ sich denn bei dem trübem Wetter fotografieren?

Und dann fielen ihm die anderen unbegahlten Rechnungen ein, und er sprang auf mit einem Gefühle, als stiege ihm das Wasser bis an die Kehle.

So viel er auch sann, er fand keinen anderen Rath, als den einen und alten: Goldammer um Hilfe zu bitten. Er that dies ungerne. Der Friseur stand ihm immer so spöttisch lächelnd gegenüber, daß er sich beschämt und zerrnirrt fühlte. Und wenn er dann, nach unterzeichnetem Schuldschein, mit dem erhaltenen Gelde abzog, so brannte ihm dies förmlich in der Hand.

Ihn bei dem Gedanken, daß der Helfer einmal versagen und alles zurückfordern könne. Wie er je diese Schuld abtragen sollte, war ihm ein Räthsel.

Der Sequale schritt ein paar mal im Salon auf und ab. Er mußte sich erst sammeln und fassen, ehe er sich zu dem sauren Gang entschloß, der, das sah er wohl ein, baldmöglichst gehen werden mußte.

Anatol Goldammer sah in seinem kleinen Kontor hinter dem Laden und rechnete mit befriedigtem Lächeln die Einnahmen des verflorenen Monats zusammen. Das Gaslicht brannte, und der enge Raum war duntzig und vollgepfropft mit Mustertendungen, Büchern und Kartons.

Dem Friseur war sehr wohl zu Muth. Ueber den Feilen des Kontobuches sah er, wenn er sich die Mühe gönnte, vor seinem geistigen Auge das rundwängige, frische Gesicht Mariens, ihren schlanken Wuchs und den festen goldblonden Zopf. Sie hatte sich nie frisiren lassen wollen, und es triebte ihn doch in den Fingern, diese hülle welligen Haare zu lösen, zu wiegen, sie durch die Finger gleiten zu lassen. Aber Geduld, er würde sich das Vergnügen gewähren können, wenn sie erst sein war, und es sollte nicht mehr allzu lange bis dahin dauern. Er bejaß ja die Mittel, sie sich zu eigen zu machen, er hatte den Knopf auf dem Beutel.

Als Liebreich zuerst mit der Bitte um Stundung der Rente und später mit der um kleine Anleihen zu Goldammer gekommen war, hatte dieser im Geiste den Werth von seines Hausgenossen Verth abgeschätzt. Er wollte teilsfalls weiter gehen als bis zu der Summe, die sich aus einem Verkauf ergeben würde.

In letzter Zeit änderte sich seine Ansicht. Daß Marie ihm nicht freudig in die Arme sinken werde, wußte er, wenn er sich aus dem seinem Werth und ihrer Geschmackslosigkeit überzeugt hielt. Solch junge Dinge hatten die albernsten Illusionen vom Leben, die mußte man zu ihrem Glücke zwingen, und dazu bejaß er nun in den Anleihen ihres Vaters ein vorzügliches Mittel. Er ludte sich ins Fräulein bei dem Gedanken, wie sicher sie ihm war.

Da trat nach bescheidenem Anklopfen an die Kontorthür die hagere, gebeugte Gestalt Liebreichs langsam ein. Der Mann sah unter seinem vollen ergrauten Haar bei dem grellen Gaslichte erschreckend bleich aus.

Ueber das feine Gesicht des Friseurs flog ein zufriedenes Lächeln. Da bot sich ja gleich die erwünschte Gelegenheit. Er besetzte einen Stuhl von allerlei Paketen und lud artig denn je seinen Besucher zum Sitzen ein: „Was verhofft mir das Vergnügen, geschätzter Freund?“

„Fast schäme ich mich, weder als Witttheller zu kommen,“ flammelte der Photograph. „Aber — ich wag's im Vertrauen auf unsere alte Freundschaft. Bin leider in einer furchtbaren Verlegenheit.“

„Reigen Sie her. Was haben Sie da für ein Papier?“

Liebreich übergab den Brief des Kohlenhändlers.

„Hm, hm, eine nicht unbedeutende Summe.“

„Ich kann mir kaum —“

„Da müssen wir doch auch erst sehen, wie viel Sie mir eigentlich schulden. Wird in die Taufende gehen, Mann! Verdienen Sie denn gar nichts mehr?“

„Die Zeiten sind schlecht. Man arbeitet; es bringt aber leider nicht genug.“

„Sind doch sonst ausgekommen.“

„Ja, als meine Frau noch lebte.“

„Ist denn das Döchterchen eine Verschwendlerin?“

„O nein — nein, ganz und gar nicht!“

Während dieser Unterhaltung hatte Goldammer bedächtig seinen Kneifer auf die Nase geklemmt, ein Schubfach aufgeschloßen und aus einer kleinen Ledermappe Liebreichs Schuldscheine hervorgeholt. Nun begann er die verschiedenen Summen untereinander zu schreiben und dann zusammenzuzählen.

„Hab' ja alles im Kontobuch,“ plauderte er, während dieser Beschäftigung, „aber so wird die Geschichte für Sie übersichtlicher.“

Der Photograph hatte angstvoll zu sehen, wie eine Zahl unter die andere aufs Papier gemorfen wurde. Das war ja unerschwinglich viel!

Jetzt stand die Reihe da, nun die Totalsumme: „Das macht schon über dreitausend Mark, Verehrtester. Weißt du nicht schon zu weit geführt hat. Welche Garantie können Sie mir geben, daß ich wieder zu dem Meinen komme? Soll doch nicht alles für die Rahe sein, was man erworben hat.“

Haben Sie irgend eine Sicherheit zu bieten?“

Dem Bedrängten schlotterten die Glieder, so kurz und rauh hatte der alte Freund noch nie zu ihm gesprochen.

Hilflos richtete er seinen Blick auf den Quäler und murmelte Unverständliches.

Nach kurzer langer Pause sagte Goldammer: „Lassen Sie uns als vernünftige Männer überlegen. Sie sehen, wie die Sachen stehen. Da gibt es nur die Wahl: entweder Sie erklären Ihre Zahlungsunfähigkeit, dann ist der Konturs da, und Ihre Gläubiger theilen sich in das, was Sie haben.“

„Viebreich brach der Angstschweiß

aus, mit zitternden Fingern wischte er sich wiederholt über die Stirn.

„Der,“ fuhr der andere mit großem Nachdruck fort, „oder — oder wir treten in ein näheres Verhältnis. Mit einem lieben Papa nimmt man's nicht genau, dem wird weiter geholfen, da wird ein Strich gemacht!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte, ohne gleich zu begreifen, der Photograph. In seiner Zerknirschtheit war ihm trotz seiner Tochter Andeutungen der Gedanke doch bestreulich, daß der alte Hauswirth Goldammer ein Auge auf sein junges Kind geworfen haben konnte.

„I,“ rief der Bewerber mit überlegenem Lächeln, „das kann ich, wenn ich mit dem Vater einer hübschen, heirathsfähigen Tochter spreche, doch nur so gemeint haben, daß ich Sie frage, ob Sie als mein Schwiegerpapa sich aller Sorgen entschlagen und eine angenehme Zukunft haben wollen?“

Goldammer blidte den sprachlos Dahingenden siegesgewiß an. In einem Schwach schöner Worte schilderte er ihm seine Zuneigung für Marie, seinen begiegnen Wohlstand und seine Absicht, dem Vater seiner Frau das Leben so leicht zu machen wie nur möglich.

Dem Bedrängten klopfte das Blut in den Schläfen, er fühlte sich bis zur Dummheit verwirrt. War's denn möglich? Alle Sorgen um die Zukunft sollten weggeblasen sein? Er sollte leben können, was es ihm gefiel? Dann sah er den Friseur an, die gedrungene Gestalt mit dem Bäuchlein, das rote Gesicht, darüber die Perücke. Sein Schönheitsfinn regte sich; einem blühenden jungen Geschöpfe, wie seine Marie war, konnte dieser Friseur schwerlich gefallen. Aber was dann?

Jetzt schlug des Sprechers fette Stimme wieder an sein Ohr: „Wenn Sie einmal aus dem Leben gehen, ist Ihr Kind so wohl aufgehoben wie in Abraham's Schooß. Ich werde sie auf Händen tragen. Mit dem Geschätz soll sie gar nichts zu schaffen haben, dafür sorgt die Duvernier. Den Haushalt aber versteht Marie. Ich will nur sie nur mit ihr glücklich sein. Ist sie doch gewissermaßen wie eine in meinem Garten gewachsene Blume. Wer wollte mir verdenken, wenn ich sie pflücken möchte?“

Liebreich stammelte Ausrufen. Er mußte doch vor allem mit dem Mädchen sprechen, wenn er auch hoffe, nicht bezweifle —

Schwerfällig erhob er sich. Ihm war's, als sei eine weit größere Last auf seine Schultern gelegt. Mißthum schleppte er daran. Noch gebeugter als sonst drückte er sich zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse der Meerestiefen.

Die Geheimnisse des weiten Meeresgrundes, der sieben Behelit des Erdballs bedeckt, beginnen sich mehr und mehr dem menschlichen Auge zu enthüllen. Die Tauchapparate werden in immer vollkommener Weise ausgestattet und erlauben dem Wanderer in den Tiefen des Ozeans sich bequem zu bewegen, so leicht und ruhig zu athmen, wie auf dem heimischen Lande.

Die Photographie gestattet, die mannigfaltigen Wunder und Formen dieser verborgenen Reiche festzuhalten; aber man muß sich dabei der Momentphotographie bedienen, denn in diesen Regionen, die unter dem Wasserpiegel so ruhig, unbeweglich und schweigend zu ruhen scheinen, herrscht ständige Bewegung, unaufhörlich regsam Leben und nie einfallende Unruhe. Von einer Wanderung auf dem Meeresgrund erzählt Etienne Beau in einem interessanten Aufsätze. Steigt man in die Abgründe des Ozeans herab, so ist man von einer Dämmerung, einem dicht wogenden Nebelschleier umhüllt. Himmel und Wolken, die zu Anfang noch ihr spiegelndes Abbild dem kühnen Taucher gezeigt, verschwimmen bald und nur die Sonne dringt noch in die dunklen Tiefen und glüht wie eine kleine röthliche Scheibe durch die grünlichen blauen Dämmerungen des Wassers. Eine ganze Welt seltsamster Erscheinungen richtet sich in unheimlicher Größe um den Wanderer auf, der sich gebückt vorwärts tastet. Alle Gegenstände erscheinen näher und größer, als sie in Wirklichkeit sind. Man sieht sie gleichmäßig in einer Färbung, die sie eigentlich nicht haben, denn die Lichtstrahlen müssen, bis sie zu ihnen gelangen, dicke Schichten grünen oder azurblauen Wassers durchdringen, die sie ganz verschiedenartig absorbiren; so erscheinen denn die weißen Felsen in ein bläuliches Licht gebadet und röthliche Thiere von dunklem Schwarz umfangen.

Hat man sich erst an die tiefe Dunkelheit gewöhnt, die hier herrscht, so werden auch die feinen Farbennuancen, die bunten Lichtkontraste, die diese nächtlichen Weiten durchfluthen, wahrnehmbar. Ein wunderbares Farbenspiel aber erlebt man, wenn man plötzlich in dieser Tiefe ein helles Licht aufglänzen läßt; dann ist mit einem Schlage die dämmerig-trübe Unterwelt von tausenfarbigen Wundern durchzuckt, von Lichtmassen überschüttet. Wolken von Fischen schießen daher, von der ungewohnten Helligkeit geblendet, und lassen die reichen Gold- und Silberadern ihrer Schuppen aufschimmern, während leicht und durchsichtig wie vielfarbige Edelsteine oder opalfisirende Glas Medusen langsam dahinziehen. Dazwischen blühen wie unzählige Lichtfunken Algen und andere Pflanzen auf, leuchtend im Licht des erhellen Wassers, gleich Myriaden von Perlen und Diamanten. Immer wieder wechselt die Umgebung, je weiter man vorwärts dringt. Bald erscheint der Meeresgrund wie eine Sandwüste, besät mit Steinen und Schlingpflanzen; bald dehnen sich impotante Granitmassen aus, ganz nackt oder von kalkartigen Formationen bedekt. Hier liegt ein weites über Schlamme, und dort dehnt sich ein dichter Teppich von Seegrass, von riesigen Pflanzenwäldern überwuchert. Die Seefloria mit ihren phantastischen und ganz eigenartigen Schönheiten wächst üppig empor, große baumartige Gewächse, breit wie Farnblätter, gräßliche Palmen. In ihren Farben spielen alle Nuancen der Scala zwischen Weiß und Schwarz, in blauen, gelben, grünen und rothen Lichtern sich brechend. Belebt ist diese reiche Pflanzenwelt von einem unaufhörlich wirbelnden, schier zahllosen Reich der mannigfachen Lebewesen. Unter jedem Stein, zwischen allen Kräutern und Pflanzen haufen Thiere; sie hängen an den Algen, wühlen sich in die unförmigen Schwämme, Seegel mit violetten Stacheln, Krüscheln von allen Arten und allen Größen, gräßliche Seespinnen, scheußlich geballte Polypen, gräßliche Tentakel mit runden glasigen Augen, Hummer und Langfüßer, Thiere von bizarrerem Aussehen und seltsamen Bewegungen, die in diesen unterirdischen Gebieten den Menschen ungewohnt, phantastisch absonderliche und fast gepsenliche Formen angenommen haben.

Gegen dieses Meer der erotischen Meereslebewesen treten die Fische fast zurück. Sie schieben geräuschlos und schnell vorüber, ohne viel Aufsehens zu machen; vielfach trifft man sie auch schlafend. Man leuchtet dann unter Algen eingebettet einen Fisch, auf dem Rücken oder auf der Seite liegend, in einem Zustande völliger Bewegungslosigkeit, wie wenn er todt wäre. Näher man sich ihm aber und berührt ihn mit der Hand, so erlangt er sogleich sein Leben wieder; und die Schnelligkeit seiner Flucht zeigt zur Genüge, daß er nur geschlafen hat. Doch neben den merkwürdigen und wunderlichen Schaupielen aller Art bieten sich auch traurige Bilder dem Meereswanderer dar. Man braucht nicht lange auf dem Boden des Ozeans zu gehen, um auf Dinge zu stoßen, die von der Gefährlichkeit des nassen Elements, von dem trügerischen Wesen der Wogen, die so ruhig und still erscheinen, Kunde geben. Da löst man auf eine Kette, die ganz von Schlingpflanzen umponnen ist, auf einen Anker oder eine Schiffschraube, halb im Sand vergraben, auf eine Tonne, auf Segelwerk. Schlamm hat sie überzogen, Mollusken haben sich auf ihnen festgesetzt; so sind sie ein Theil des Meeresgrundes geworden, u nur ihre Form verräth noch, wozu sie einst gedient. Und dann plötzlich hebt sich bisweilen eine große düstere Mauer gegen die leuchtende Wassermasse hinab, Masten und Raen tauchen auf und man unterscheidet deutlich den Rumpf eines gescheiterten und gesunkenen Schiffes. In dem ungewissen Zwielicht wirken diese schattenhaft sich aufredenden Zeugen des Todes und Verderbens doppelt unheimlich und lassen vor den geistigen Augen düstere Szenen aufsteigen, die in der Tiefe des Meeresgrundes ihr stilles Ende gefunden haben.

Eine Hausfrau in Baltimore bekam keinen schlechten Schrecken, als ihre Köchin, die eine wahre Perle war, zu ihr kam und ihr erklärte, daß sie binnen Wochenfrist gehen werde. „Maggie!“ rief sie vorwurfsvoll, „warum wollen Sie mich verlassen? Geben Sie sich zu verbessern?“ — „Nein! Madam!“ wehrte Maggie entschieden ab, „verbessern will ich mich nicht. Ich werde heiraten.“

Der Schuldner.



Gläubiger (der von dem Automobil eines arg verschuldeten Grafen fast überfahren wird): „Der unverschämte Mensch! Wenn er zu Fuß geht, weicht er mir schon aus!“